

Der gelbe Mantel.

Eine New Yorker Humoreske von Henry F. Urban.

Von zweien seiner Söhne sprach der alte Clafsin mit besonderem Stolz. „Ja“, pflegte er zu sagen, „es sind liebe tüchtige Jungens. Der Tom ist im Schnittwarengeschäft und macht seine fünfstaubigen Dollars das Jahr — mit Leichtigkeit. Carroll ist im Patentmedizinsgeschäft und macht als Reisender so an sechstaubigen Dollars das Jahr. Nicht übel, wie?“

Winfred Clafsin, bei dem etwas nicht ganz in Ordnung sein sollte, ging es wirklich nicht besonders. Er hauste zwischen der Madison Avenue und der Avenue nahe dem Park, in einem alten Hause, worin alles in Armut und Klapperte. Früher war es ein Privathaus gewesen. Dann hatte es der Besitzer in ein sogenanntes Ateliergebäude verwandelt und ihm den pomposen Namen „Apollo“ gegeben.

„Apollo“ wohnten nichts als Künstler: ein Maler, ein Bildhauer, ein Architekt, ein italienischer Gesangslehrer, eine deutsche Musiklehrerin, ein Architekt, eine Photographin, die nur Säuglinge photographierte, sowie ein französischer Fechtmeister, Namens de Mirabelle. Der Fechtmeister behauptete, ein Graf zu sein und auf eine ungeheure Erbschaft in Frankreich zu warten. Clafsin war der einzige Vertreter der feinen Literatur. Seine Wohnung lag im obersten Stockwerk, dem vierten, nach hinten hinaus. Sie bestand aus einem zweifelhafte kleinen Zimmer, worin er arbeitete, einem winzigen Nebenraum, worin er schlief, und einem noch winzigeren Badezimmer. Das Frühstück lieferte Herr Weiß, der deutsche Hauswart, zu mäßigem Preise ins Zimmer. Frau Weiß sorgte, ebenfalls zu mäßigem Preise, für ständige Reinlichkeit der Zimmer. Das Völkchen lebte da ganz gemütlich und lustig. Sie kannten sich alle, besuchten sich gelegentlich und besprachen ihre großen Hoffnungen und großen Enttäuschungen.

Der Mann mit den größten Enttäuschungen war zweifellos Clafsin. Dafür war er schon bei den anderen bekannt. Sie betrachteten ihn als chronischen Reckvogel. Er hatte drei Bände Gedichte und zwei Romane veröffentlicht, die nur wenige kannten, und zwei Lustspiele geschrieben, die irgendwo in einer Theaterkneipe lagen. Eben jetzt hatte er wieder einen Band Erzählungen beim Verleger. Wenn er nicht ständiger Mitarbeiter an einem Wochenblatt gewesen wäre, hätte er nicht aus noch ein gewußt.

Die letzte Enttäuschung hatte der Winter gebracht. Clafsin brauchte einen Wintermantel und hatte das Geld nicht dazu. Es wurde bereits unangenehm kalt. Er half sich, indem er die baumwollene Sommerunterwäsche anzog, darüber die halbwoolene Herbstunterwäsche und darüber wieder die ganzwoolene Winterunterwäsche. Das hielt ihn warm. Wenn er Bekannte traf und diese bemerkten: „Kalt heute, nicht wahr?“ so erwiderte er lächelnd: „Kalt? Sie scherzen, mir ist überaus mollig!“

So täuschte er sie über den wahren Grund für den fehlenden Wintermantel. Zum Glück bekam er nach einigen Wochen ein Honorar für drei Gedichte und eine kleine Erzählung. Davon blieben ihm noch acht Dollar für einen Wintermantel.

„Acht Dollar für einen Wintermantel?“ sagten der Maler, der Bildhauer, der Musiklehrer, die Musiklehrerin für Säuglinge und Graf de Mirabelle. „Wir sind geknallt, wo Sie den auf-treiben! Dafür bekommen Sie gerade das Futter zum Mantel!“

Aber Clafsin verzagte nicht. Er ging in ein bekanntes Geschäft in der unteren Stadt und sagte: „Ich brauche einen Wintermantel, kann aber nicht mehr als acht Dollar ausgeben. Haben Sie einen solchen Mantel?“

„Bedauere!“ meinte der Verkäufer und lächelte. „Wir haben nicht unter fünfzehn Dollar und das ist nichts Besonderes!“

Clafsin trollte sich von dannen. In jedem besseren Geschäft erhielt er den gleichen ungnädigen Bescheid. Gerade wie er in dem vierten Geschäft sich zum Gehen wandte, bemerkte der Verkäufer: „Einen Augenblick, mein Herr — wir haben da einen ganz besonderen Mantel, den sich ein Engländer eigens auf Bestellung hat anfertigen lassen, aber nicht abgeholt hat, weil er Hals über Kopf nach Argentinien mußte. Den könnten wir Ihnen allenfalls für den Preis geben.“ Damit begab er sich in einen entfernteren Teil des Ladens und kehrte mit dem Mantel zurück. „Hier ist er!“ Es war ein äußerst ungewöhnlicher Mantel von

einem Schnitt, den es in ganz New York nicht gab. Das Tollste war aber die Farbe: er war von einem schreienden Gelb und hatte vorne zwei lange Keifen dunkelbrauner Knöpfe, jeder so groß wie ein Silberdollar, sowie einen hohen Kragen aus dunkelbraunem Sammet.

„O heiliger Apollo!“ sagte Clafsin entsetzt. „Dieser Schnitt und vor allen Dingen diese Farbe: Unmöglich — es gäbe eine Revolution, wenn ich damit auf der Straße erscheine!“

„Ja — sehr gelb ist er. Das gebe ich zu!“ meinte der Verkäufer. „Aber diese Engländer haben oft einen furiosen Geschmack. Gerade so wollte ihn der Herr, nicht anders. Vor allen Dingen ist er jedoch schön warm und sehr solide. Und dann — er wird nie gelb!“ Ueber diesen Witz mußte der Verkäufer laut auflachen. Clafsin lachte ebenfalls.

„Sehr richtig!“ bestätigte er. „Nach gelber kann er nicht gut werden. Hier würde er denn überhaupt passen?“

„Probieren Sie ihn mal an!“ Clafsin schlüpfte in den bereit gehaltenen Mantel; er reichte ihm nahezu bis auf die Füße.

„Er sitzt wie angegossen!“ meinte der Verkäufer und strich beunruhigt am Mantel herum. „Sehen Sie nur in den Spiegel!“

„Hm — er sitzt in der That wie angegossen!“ Clafsin besah sich von allen Seiten. „Wie ein Kanarienvogel — haha! Finden Sie nicht, daß ich wie ein Kanarienvogel aussehe — was?“

„Aber wie ein sehr wohlhabender Kanarienvogel!“ Der Verkäufer wiederholte abermals. „Und wie ein warmer Kanarienvogel!“ fuhr Clafsin fort. „Es ist ohne Frage ein molliges Gefieder. Aber wie gesagt — er ist unmöglich. Doch halt — nein!“ Ein Gedanke schien ihm plötzlich gekommen zu sein. „Ich nehme ihn, und wenn die Sperlinge deswegen vor Schreck todt von den Dächern fallen! Und behalte ihn auch gleich an. Hier sind die acht Dollar.“

Clafsin trat aus dem Laden. Er merkte sofort: er erregte Aufsehen. Jeder Mensch, der anders gekleidet ist als die übrigen, erregt in Amerika Aufsehen, denn es ist das Land der Gleichförmigkeit. Leute, die ihm begegneten, lächelten. Er hörte junge Damen flüchten und bemerken: „Sieh dir nur diesen erstaunlichen Mantel an!“

Clafsin hörte das alles. Aber es machte ihm nichts. Im Gegenteil — eine Art spitzbüßischer Freude lag auf seinem Gesicht. Ueberdies war ihm wunderbar mollig in dem Mantel. Das war die Hauptsache. Und stolz wie ein Dollarkönig stolzierte er den Broadway hinauf.

„Ein höchst sensationeller Mantel!“ sagten die Leute und liefen mit rückwärts gekehrten Gesichtern, bis sie gegen einen Laternenpfahl stießen.

Strassenbahnschaffner, die den Mantel sahen, vergaßen das Fahrgeld anzuklingeln und thaten es dann in ihre eigene Tasche. Polizisten überlegten sich, ob sie es nicht mit einem Geisteskranken zu thun hätten und nach einer Hospitalambulanz mit Zwangs-jade telephoniren sollten. Jeder, der nach Hause kam, fiel sofort mit der Nachricht ins Haus: „Heute Nachmittag habe ich etwas Unglaubliches gesehen. Am Broadway lief ein Mensch herum mit dem sensationellsten Mantel, den ich je erblickt habe.“

Als Clafsin mit dem Mantel am Abend in „Apollo“ anlangte, erhob sich ein Schrei des Entsetzens. Graf de Mirabelle, der Fechtmeister, rang verzweifelt die Hände und schwor: „Bei Ludwig dem Bierzehnten, mit dem ich verbandt bin, sehr verwandt, meine Herren und Damen — ich werde Monsieur Clafsin nicht kennen, wenn ich ihn auf der Straße treffe!“

Armstrong, der Bildhauer, ersuchte ihn, am nächsten Morgen in dem Mantel für ihn Robell zu stehen. Und Henrichs, der Architekt, brüllte beim Sprechen wie ein Löwe. Als man ihn fragte, warum er denn so brülle, da doch Niemand schwerhörig sei, erwiderte er: „Das ist der Mantel. Er schreit so, wie man in solchem Falle zu sagen pflegt, daß man ja sein eigenes Wort nicht versteht.“ Ueber diesen Scherz schüttelte sich alles vor Lachen. Clafsin lachte mit.

„Ich gebe zu“, meinte er sehr gemütlich, „daß der Mantel wirklich etwas laut ist. Aber ich werde ihn trotzdem tragen. Er soll mir die lang ersehnte Berühmtheit bringen, die mir meine Werke nicht gebracht haben. Im Lande der Gleichheit braucht man nur etwas zu thun, was die übrigen nicht thun — und man erregt Aufsehen. Warten wir es ab. Ich kenne meine Landsleute.“

Clafsin pflegte jeden Nachmittag um 3 Uhr die Fieber hinzulegen und an der fünften Avenue und auf dem Broadway spazieren zu geben. Er that das einmal aus Gesundheitsgründen und dann, um neue Eindrücke zu gewinnen oder sich an den lieblichen Mädchlein zu erfreuen; denn er war ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts. Mäntlich zur gewohnten Stunde erschienen er am nächsten Tage in der fünften Avenue. Es war dieselbe Geschichte. Alle Welt staunte über den gelben Mantel und erging sich in Vermuthungen, wer der Mensch wohl sein könnte. Im Cafe Martin, wo er nach alter Gepflogenheit Raft machte, hörten die Lebendamen auf mit den Au-

gen zu klappern, und besprachen mit ihren Begleitern den seltsamen Mantel sowie seinen Träger. Clafsin schlürfte bebaglich seinen „Sherry Flip“ und lachte sich ins Fräuleinchen.

„Diese Jbioten!“ sagte er sich im stillen. „Aber mein Plan scheint nicht so dumm zu sein.“

Als er das Cafe verließ, wanderte er die fünfte Avenue wieder zurück, auf der Ostseite — zweifellos der bescheiteste Mann auf der ganzen Avenue. An der 42. Straße beschloß er, den Fahrdamm zu kreuzen, um seinen Spaziergang auf der anderen Seite der Avenue fortzusetzen. Bei dem gewaltigen Verkehr an diesem wichtigen Kreuzungspunkte war das keine Kleinigkeit. Von Osten nach Westen und umgekehrt kamen die Straßenbahnwagen daher. Die Avenue hinauf und hinab rollten die Kutschen der vornehmen New Yorkerinnen. Ab und zu hielten die Polizisten sämtliches Fußwerk an, um die Fußgänger ungefährdet über die Straße zu lassen. Gerade als die Polizisten den Fußwerkern wieder einmal den Weg freigaben, schlüpfte Clafsin noch rasch zwischen einigen Kutschen hindurch. Mit einem gewaltigen Satz flatterte er wie ein erschrockener Kanarienvogel gerade an einem jungen unruhigen Droschkenkavalier vorbei. Der Gaul schaute ob der ungewöhnlichen Erscheinung, und ehe sich's jemand versah, ging er durch, die Avenue hinauf. Eine gewaltige Aufregung entstand. Männer schrien, Frauen freischten, alles sprang zur Seite, fuhr zur Seite, Polizisten piffen gellend auf ihren Pfeifen. Der berittene Polizist legte wie ein Tornado hinterher, packt den Gaul, reißt ihn herum, bringt ihn zum Stehen, gerade wie er um ein Haar in eine Kutsche gefaßt wäre. Aus der Droschke springt elends ein freiblebiger Herr, sehr vornehm. Im Nu ist eine Menschenmenge versammelt. Drei, vier, fünf Polizisten stürzen athemlos herbei.

„Der ver—ver—fluchte Kanarienvogel war's! Vor dem hat der Gaul geschaut!“ schreit der Kutscher, nach Luft schnappend, sieht sich wild vor seinem hohen Sitz nach dem Kanarienvogel um. „Da ist er — da drüben ist er!“

Schon kommt Clafsin daher, sehr ruhig. Ein Polizist läuft hinüber, ersucht ihn zu dem Wagen zu kommen. „Nicht zu nach — bleiben Sie hinter dem Wagen, Sie Kanarienvogel, elender!“ schreit der Kutscher. „Der Gaul geht noch einmal durch!“ Die Menge empfängt Clafsin mit stürmischem Gelächter.

„Der Kutscher meint, Sie wären die Veranlassung, daß der Gaul durchging!“ sagte der Polizist.

„Kann schon sein“, meinte Clafsin. „Was kann ich dafür?“

„Aber wie kann man mit so einem Mantel auf der fünften Avenue spazieren gehen?“ fragte der Kutscher. „Das geht Sie gar nichts an!“ sagt Clafsin wiederum sehr gemütlich.

„So — es geht mich nichts an, wenn Sie meinen Gaul scheu machen und Nord und Todtschlag anrichten? Ich verlange, daß Sie verhaftet werden, daß Sie sofort verhaftet werden.“

„Ja“, meint der Polizist, „es ist ja nichts weiter gefahren. Da kann ich ihn auch nicht verhaften. Wegen des Mantels, der allerdings sehr gelb und merkwürdig ist, kann ich ihn nicht verhaften.“

„Das denke ich auch!“ mischte sich der vornehme Herr aus der Droschke mit höflichem Lächeln ein. „Aber wenn Sie mir gestatten, Ihnen einen guten Rath zu geben, mein Herr“, wandte er sich verbindlich an Clafsin, „tragen Sie den auffallenden Mantel nur am Abend.“

„Sehr verbunden!“ erwiderte Clafsin. „Ich sehe jedoch nicht ein, warum sich die verehrten Droschkenkavalier lieber an meinen Mantel gewöhnen sollen. Ich empfehle mich.“

Er lästerte seinen Gut vor dem vornehmen Herrn und entfernte sich ungehindert. Die Leute lachten. Er war noch nicht weit gekommen, als ihn ein fetter junger Mann mit rothen Haaren einholte. „Entschuldigen Sie“, sagte der fettere junge Mann, „sind Sie nicht Herr Winfred Clafsin, der Dichter und Schriftsteller?“

„Der bin ich!“ versetzte Clafsin. „Und wer sind Sie?“

„Ich bin Robert Bubbles, der Berichterstatter. Ich war zufällig Zeuge des aufregenden Vorfalls und gedachte etwas darüber zu schreiben. Darf ich fragen, wie Sie zu dem sensationellen Mantel gekommen sind?“

„Mit Vergnügen!“ Und während sie dahinschritten, erzählte Clafsin, wie er zu dem Mantel gekommen sei. Doch hütelte er sich weislich, zu sagen, warum er ihn gekauft hatte. Bubbles bedankte sich, stellte noch einige Fragen über Clafsin's neueste Arbeiten und empfahl sich. Dabeim in „Apollo“ sagte Clafsin nichts von seinem Erlebnis. Sie mußten die ganze Geschichte ja doch aus den Zeitungen erfahren.

Und so geschah es. Alle seine Kameraden klopfen am nächsten Morgen bei Clafsin an, hielten sich die Seiten vor Lachen und wollten wissen, wie sich das alles zugetragen habe. O — noch ganz andere Sachen würde er mit dem blödsinnigen Mantel erleben, prophezeiten sie ihm. Am ausführlichsten war der Bericht von Bobb Bubbles. Er war überaus utlig und sogar von

dem Karikaturisten des Blattes mit Wörtern geschmückt, die den Hergang in urtomischer Weise vor Augen führten. Nun erfuhr Clafsin auch, warum der Sache eine solche Wichtigkeit verliehen worden war. Der vornehme Herr in der Droschke, der um ein Haar sein Genid gebrochen hätte, war einer von New York's Dollarkönigen.

„Famos! Famos!“ sagte Clafsin und rieb sich die Hände. „Seht ihr, der Mantel fängt schon an für mich zu arbeiten. Grobhartig! Was habe ich euch gesagt?“

Als Clafsin am Nachmittage wieder mit seinem gelben Mantel in der fünften Avenue erschien, machte er die überraschende Entdeckung, daß ihn fast alle Leute kannten, denen er begegnete.

„Hier kommt der Dichter Clafsin mit dem gelben Mantel!“ sagten sie und beglöhren ihn wie ein Wunderthier.

„Jbioten!“ dachte Clafsin und schritt gemüthlich weiter.

„Da ist Herr Clafsin — warten wir einen Augenblick, vielleicht geht wieder ein Gaul durch!“

„Jbioten!“ dachte Clafsin und ging würdevoll weiter.

Der Polizist an der 42. Straße grüßte und sagte: „Wie geht's, Herr Clafsin?“

In der Konditorei von Mailard, wo er diesmal seinen Kaffee trank, war er der Mittelpunkt des Interesses für die eleganten Kaffeehauer aus vornehmer Familie.

Doch das war nur der Anfang. Sein Verleger schrieb ihm, daß urplötzlich eine ganz ungewöhnliche Nachfrage nach Clafsin's Schriften entstanden sei. Die Damen liefen ihm, so schrieb er, den Laden ein und verlangten die Werke des Dichters mit dem gelben Mantel, wie sie lachend betonten.

„Mir ist's recht, mir ist's völlig recht. Nur zu!“ sagte Clafsin vergnügt. „Es dauerte nicht lange, und Clafsin war ein stadtbekannter Mann. Der Verleger benutzte das, als finziger Geschäftsmann, und beschleunigte die Veröffentlichung von Clafsin's neuen Erzählungen. Sie fanden nicht nur günstige Besprechungen, sondern das Publikum kaufte sie auch, weniger weil sie wirklich gut waren, als vielmehr, weil der Dichter mit dem gelben Mantel sie verfaßt hatte. Denn nach wie vor wandelte Clafsin zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags mit seinem gelben Mantel in der fünften Avenue und auf dem Broadway umher. Er wurde sogar zu einer New Yorker Sehenswürdigkeit. Oft, wenn die großen Tallhose mit sechs Pferden dahertam, vollgepropt mit Fremden, denen der Unternehmer New York's Sehenswürdigkeiten zeigte, so erscholl die Stimme des Ausrufers auf dem Wagen: „Dies ist das Haus von William A. Vanderbilt — hier ist die schönste Kirche von New York, die Kathedrale — hier ist das sogenannte Bügelstein, New York's berühmtester Wolkenkratzer — hier der Mann in dem gelben Mantel ist Winfred Clafsin, der Dichter!“ Und alle Häufe redeten sich nach Clafsin. Besonders die Damen beugten ihn mit Interesse und bemerken: „Nein — wie faszinierend er ist!“

Und sie nahmen keine Bücher mit nach Ohio und nach Minnesota und nach Carolina und nach Louisiana und erzählten daheim, wie sie in New York am hellen Tag einen lebendigen Dichter gesehen hätten, den berühmten Winfred Clafsin, der in einem merkwürdigen gelben Mantel in der fünften Avenue und auf dem Broadway spazieren zu gehen pflegte.

Und der alte Clafsin? Ja — was der jetzt stolz auch auf seinen Sohn Winfred ist, das glaubt man nicht. „Denken Sie sich“, hat er neulich schmunzelnd zu einem Freunde gesagt, „zweitausend Dollar hat Winfred bereits mit seinem neuen Buch gemacht — ein Morbsterl. Aber diese Idee mit dem Mantel — entzündend. Es war eine Idee, deren sich Rodoffeller nicht zu schämen brauchte.“

Schredlich.

„Das Essen war prachtvoll, der Wein herrlich; jammere nur um den wundervollen Appetit, um den ich dabei gekommen bin!“

Ballblüthe.

„Was war doch der Herr, den Sie mir vorhin vorstellten?“

Der Optimist.

„Der Wegger hadbrett soll jetzt seine Würste in Ihre Gedichte einwickeln?“

Unverschämte.

Gläubiger: „Gestern war ich dreimal mit der Rechnung hier!“ Schuldner (entrüstet): „Was?!... Und da kommen Sie heute schon wieder?“

Ziel verlangt.

Proß: „Mein Sohn möchte einen Erdglobus!“ Händler: „In welcher Größe, bitte?“

Wir können's thun!

„Wir können's thun! Geben Sie ihm halt einen in — natürlicher Größe.“

Woran es fehlt.

„Wann denkst Du eigentlich Dein Doktorexamen zu machen?“ — Student: „Sobald ich mir einen Frack kaufen kann.“

Blinder Eifer.

Stizze von E. Fahrrow, Stuttgart.

Der Herr Polizeipräsident war sehr schlechter Laune. In der letzten Zeit waren gar zu viele Fehler gemacht worden, — natürlich von den Untergebenen, denn ein Chef macht selbstverständlich keine Fehler. Das heißt — in der Regel nicht! Ausnahmen können natürlich vorkommen, und so war es auch ihm vorgekommen, einen — einen — na, einen Reinsfall zu erleben.

Die Geschichte hatte sofort die Runde durch alle Zeitungen gemacht. Wie die Gräfin K., der ein Ohring gestohlen worden war, ihm den anderen Ohring übergab, und wie er dieses Beweismittel dem — Diebe selbst einhändigte! Nur weil dieser sich als der Bruder der Gräfin legitimirt hatte (durch einen Sobelpeß und eine Visitenkarte), und den zweiten Ohring vorgezeigt mit tausend Entschuldigungen von der Gräfin — „der Ohring habe sich in den Spitzen ihres Kleides wiedergefunden!“

Also er hatte sich hinter's Licht führen lassen — die Gräfin hatte ihn mehr freimüthig als vornehm einen Esel genannt — aber nur im englischen Freundesbestreife — und der Herr Präsident für acht Tage in miserabler Laune. Da passirte ein neuer Diebstahl. Diesmal war es die untere Hälfte eines kostbaren Anhängers, die auf einem Ball verloren gegangen war und wieder herbeigeschafft werden sollte. Die Baronin Dilmart, geborene v. Dalmar, hatte den Verlust zu tragen. — Sie war außer sich und fuhr selbst zum Polizeipräsidenten, ad sie eine schöne und einflussreiche Frau war, ward sie sofort vorgelassen. Der Herr Präsident kam ihr lächelnd entgegen:

„Meine gnädigste Frau, welche unerwartete Freude, Sie hier zu sehen! Darf ich Ihnen irgendetwas dienen?“

„Ach, ich bin sehr betrübt, Herr Präsident — Sie haben doch schon von dem Verluste gehört, der mich betroffen hat?“

„Ein Schmuckstück — war es nicht ein Anhänger? Und im Saale des Kaffees, nicht wahr?“

„Ja — bei dem geltrigen Ball. Ich habe noch in der Nacht einem Ihrer anwesenden Beamten die Mittheilung gemacht, und er versprach, alle verdächtigen Personen genau beobachten zu lassen — aber du lieber Himmel — wer ist da verdrächtigt?“

„Nun — Lothdriener, Ordnungsangestellte, Kammermädchen — solche Leute natürlich nur.“

Die Baronin erröthete und zögerte: „Ich weiß nicht — da waren auch Fremde — es könnten doch internationale Gauner gewesen sein. Und dieser Anhänger hatte so überaus seltene Perlen — ganz schwarze Perlen — sehen Sie, so wie diese hier.“

Sie zog den oberen Theil ihres Anhängers hervor und gab ihm dem Präsidenten, der ihn genau betrachtete. Er stellte eine kleine Kette dar, deren jedes Glied emailirt war, und an der eine kleine Traube aus dunklen Perlen hing.

„Eine eben solche, nur größere Traube ist es, die mir fehlt. Sie ist vielleicht nur heruntergefallen, vielleicht aber hat man sie auch abgeriffen, denn, sehen Sie, unglücklicherweise trug ich den Anhänger nicht am Halse, wo er hingehört, sondern am Gürtel.“

„So, Sie hatten also einen Gürtel?“

„Ja, eine breite, goldene Kette trug ich als Gürtel, und daran hing dieser Anhänger. Man sah ihn gut auf dem weissen Atlas meines Kleides, und im Gebränge konnte ihn leicht ein Dieb abreißen.“

„Wir wollen sehen, was sich machen läßt, Frau Baronin. Ich kann natürlich nicht für einen Erfolg einstehen, doch sollen alle Beobachtungen, die in unserer Macht stehen, sorgfältig gemacht werden.“

Die Baronin raufte hinaus, einen Duft von Ambra und Iris zurücklassend, den der Präsident mit Vergnügen noch eine Weile einathmete. Aber seinen Spürsinn einfaltete er vergebens. Acht Tage vergingen, zwei Wochen verfloßen — man fand keine Spur von der Perlentraube. Da ließ sich eines Tages ein Herr melden, dessen Visitenkarte der Präsident mit sardonischem Lächeln betrachtete:

Arnim von Dalmar. „Dalmar? Dalmar?“ murmelte der Präsident. „Die Baronin von Dalmar ist eine geborene von Dalmar — aha — sollte sich vielleicht wieder so ein fabelhafter Bruder, der gar nicht existirt, einfinden? Den Vogel wollen wir fangen! Wahrscheinlich eine internationale Gaunerbande, die denselben Trick überall ausführt...“

Der Herr, der jetzt eintrat, sah wiederum sehr vornehm aus, genau wie jener erste Schwindler, und er trug auch einen prachtvollen Pelz — aber der Präsident ließ sich nicht irreführen. „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr — von Dalmar?“

„Ach, Sie werden es sich denken können, Herr Präsident — meine Schwester schick mich — die Baronin Dilmart — sie bittet tausendmal um Entschuldigung und ist ganz zernirsch! Sie hat Sie nämlich umsonst bemüht — jener Anhänger hat sich wieder gefunden!“

„Ach! — Sehen Sie — das dachte ich mir!“

— schauen Sie dieses entzündende Stück an; wäre es nicht ein Zammer gewesen, es sich fehlen zu lassen?“

„In der That, ja.“

„Nun, meine Schwester ist ganz felig, es wiederzugeben! Darf ich Sie nun bitten, Herr Präsident, mit dem oberen Theil des Anhängers auszubändigen?“

Der Präsident sah den Sprecher mit unbeschreiblichem Sarkasmus an: „Nein, das dürfen Sie nicht bitten! Gekannt Sie einen Augenblick.“

Er brühte auf eine Klingel und ein Unterbeamter trat ein. Der Präsident deutete auf den fremden Herrn und sagte kurz: „Führen Sie diesen Mann in Haft ab.“

Herr von Dalmar fuhr zurück: „Was? Sind Sie — was soll das bedeuten?“

„Ruhig!“ donnerte der Präsident — „kein Wort mehr!“

„Aber das ist ja unerhört — ich werde mir doch wohl die Frage erlauben dürfen...“

„Gar nichts dürfen Sie sich erlauben!“ schrie der Präsident, der in majestätischem Zorn erglühte. — „Fort mit dem Mann, sage ich! Und geben Sie gut acht, daß er Ihnen nicht entwischt!“

Der Polizist führte den Herrn im Pelz trotz seines Sträubens ab und schloß ihn in die Unterjuchungszelle ein. Der Präsident aber rieb sich die Hände:

„Zweimal denselben Trick zu versuchen, das ist eigentlich eine Unverschämtheit! Aber diesmal sind sie hereingefallen, die Spitzbuben! Ich will nun gleich an die Baronin telephoniren — die wird sich nicht schlecht freuen, die kleine Frau!“ Er klingelte die Baronin an.

„Hier von Dalmar, wer dort?“

„Polizeipräsident. Ist die Frau Baronin zu sprechen?“

„Ja, ich bin ja selber am Apparat. Nun, was das nicht nett, Herr Präsident?“

„Was denn das? Sie — aber bitte, beantworten Sie mir doch erst mal eine Frage: Haben Sie“ (dies unnaheähnlich ironisch) „vielleicht einen Bruder?“

„Ja freilich! War er noch nicht bei Ihnen? Ich habe ihn doch vorhin zu Ihnen geschickt!“

„W — was? War das wirklich Ihr Bruder?“

„Dämlich!“ hörte der Präsident eine Stimme seitwärts sagen, als hätte sie neben dem Schallack gesprochen. Dann sagte wieder die Baronin etwas ungeduldig:

„Ja, ich bitte Sie, — ich habe meinen Anhänger wiedergefunden und schicke zu Ihnen, weil ich ihn in einer Viertelstunde brauche. Ist mein Bruder denn noch nicht da gewesen?“

„Hm — ja... allerdings. Er wird gleich kommen.“

Ein erheiterndes Theatervergnügen.

Im Meier Stadttheater wurde dieser Tage „Der dritte Kopf“ gegeben. Das Stück beginnt im Zuschauerraum und zwar auf dem ersten Rang. Die Scene verläuft folgendermaßen: Zu einem Paar, das dort sitzt, tritt ein Schutzmann und fordert die Dame aus, ihren Hut abzusetzen. Der Herr widersetzt sich, und als der Schutzmann verlangt, die Dame solle den Hut abgeben, fällt der Hut ins Parquet vor die Füße — des Ehegatten, der mit dem Ausruf: „Der Hut meiner Frau!“ das Theater verläßt. Wer nicht vorbereitet ist, der kann leicht zu der Ansicht kommen, daß es sich um eine wirkliche Störung handelt. So ging es auch dem Polizeikommissar, der friedlich auf seinem Dienstplatz im Parquet saß. Zuerst sah er entrüstet zum ersten Rang hinauf. Als seine strafenden Blicke aber nicht ausreichten, um die Mißthäter dort oben zur Ruhe zu bringen, eilte er hinaus, um auf andere Weise die Ordnung wiederherzustellen. Der Kommissar war natürlich höchst erstaunt, daß er einen Schutzmann mit der Verhaftung beschäftigt fand, der zwar Meier-Schutzmannsuniform trug, den er aber noch niemals gesehen hatte, und der auch gar keine Notiz von dem Erscheinen seines Vorgesetzten nahm. Glücklicherweise konnte die in künstlerische Kultur getauchte Logenschleierin durch schnelle Auffassung weiteres Unheil verhüten. Zum Ruhme für den Laß des Polizeikommissars muß gesagt werden, daß die hübsche Szene, die eine so günstige Kritik für die Mißspieler enthält, im Theater vollständig unbemerkt blieb, so unauffällig und ruhig war der Beamte vorgegangen.

Der Fehler vieler Menschen ist, daß sie das Glück am Wege, statt auf ihrem Wege suchen.

Ein Mann ein Wort — eine Frau ein Wörterbuch!

Was einj betrübt des Jünglings Sinn Und was beschwert des Mannes Rücken, Gleichgültig nimmt's das Alter hin; Im Winter giebt es keine Müden.